

Literarische Berichte und Anzeigen

Allgemeines

K. Steur, *Poimandres en Philo*. Purmerend. J. Muusses 1935.

Diese sorgfältig gearbeitete holländische Dissertation hat sich zur Aufgabe gemacht, die Lehre vom Menschen im Poimandres (§ 12—32) mit der Anthropologie Philos in seiner Genesisauslegung zu vergleichen. Es wird gezeigt, daß der Anthropos im Poimandres zur Lichtwelt gehört, während der Mensch bei Philo dem stofflichen Kosmos angehört; in der Lehre von der Erschaffung des Menschen wird ebenfalls die verschiedene Auffassung dargelegt. Der Einfluß der Planeten auf die Schöpfung des Menschen findet sich bei Philo nicht, usw. Man kann gegen diese Arbeit, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Thesen Reitzensteins über den Iranischen Anthropos-Mythus zu widerlegen, den Einwand erheben, daß sie zu sehr sich in der Analyse und der bloßen Beschreibung bewegt, daß sie an überzeugender Kraft gewonnen hätte, wenn sie stärker von der Geschichte der antiken Philosophie ausgegangen wäre. Was etwa in den Arbeiten von W. Theiler vorliegt, hätte Anlaß geben können, Methode und Fragestellung zu vertiefen.

München.

Erik Peterson.

Louis Robert, *Villes d'Asie mineure*. Etudes de géographie antique. Paris. Boccard 1935. (= Etudes orientales II.)

Der zurzeit wohl bedeutendste Kenner der griechischen Inschriften legt in diesem Buche Studien zur historischen Geographie von Kleinasien nieder, die sich ihm aus der Kenntnis der antiken Inschriften und Münzen ergeben haben. In diesen Untersuchungen fällt auch manches für den Kirchenhistoriker ab, und darum sei auf dieses grundgelehrte Buch aufmerksam gemacht. Vergleiche z. B. S. 134 f. über die Lage von Pepuza. S. 148 Anm. 1 topographische Korrekturen zu Grégoires Sammlung der christlichen Inschriften von Klein-Asien, oder S. 105 ff. die Identifizierung von Keratapa-Diakaisareia; die letztere Untersuchung ist direkt spannend geführt.

München.

Erik Peterson.

C. Zijderweld, *Τελετη*. Bijdrage tot de kennis der religieuze terminologie in het Grieksch with an English summary. Purmerend. Verl. Muusses 1934.

Die holländische Dissertation eines Schülers von Bolkestein untersucht den sakralen Terminus *τελετη* in der klassischen und hellenistischen Zeit und sein Vorkommen bei jüdischen und christlichen Autoren. Das Buch ist in der Hauptsache eine Stellensammlung, in der Interpretation der Texte geht es nirgends in die Tiefe. Es ist zu bedauern, daß Autoren wie Proklos, Jamblich, Themistios usw. überhaupt nicht

ausgewertet sind. Die wichtigen Stellen bei dem Astrologen Rhetorius fehlen, der christliche und byzantinische Sprachgebrauch ist sehr lückenhaft gebucht worden. Der liturgische Sprachgebrauch ist dem Verfasser anscheinend ganz unbekannt geblieben. Man müßte die ganze Arbeit noch einmal machen, um zu brauchbaren Ergebnissen zu kommen.

München.

Erik Peterson.

Georg Schreiber, Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen. Zusammenhänge abendländischer und iberio-amerikanischer Sakralkultur. (= Forschungen zur Volkskunde, Heft 22/24.) Düsseldorf. L. Schwann. 1936. 4^o. XVII + 528 S. mit 7 mehrfarbigen und 64 einfarbigen Tafeln. Geb. RM. 18.—.

Das stattliche, in vornehmer Aufmachung dargebotene Werk führt die in den letzten Jahren mit viel Eifer betriebenen Arbeiten zur spanischen Kulturgeschichte in einer bisher noch wenig beschrifteten Richtung weiter. Schreiber will, eigene Vorarbeiten zusammenfassend und ergänzend, den spanischen Einfluß auf das Werden der deutschen katholischen Volksfrömmigkeit feststellen. Weit stärker und maßgebender, als man bei oberflächlicher Betrachtung annehmen könnte, war dieser Einstrom. Schon im Mittelalter, wo gerade aus Deutschland große Pilgerfahrten nach Compostela gingen und spanisches Frömmigkeitsgut nach Hause trugen. Noch mehr im Zeitalter der Renaissance und des Barock, wo Politik und Dynastie Fäden von Spanien nach dem deutschen Süden und Westen spannen, wo die iberische Halbinsel jenen Orden entsandte, der das katholische Volksleben des 17.—18. Jahrhunderts wie keine andere Macht formen sollte, die Societas Jesu. Auch in der Frömmigkeit der Gegenwart ist noch viel spanisches Erbe lebendige Wirklichkeit. Kirchenlied und Andachtsbuch, Glaube und Aberglaube, Heiligenbild und Schauspiel, Ablaßzettel und Bruderschaftsbild, Brauchtum und Askese sind von spanischer Frömmigkeit her befruchtet worden. Vor allem haben die iberischen Staaten und in weiterer Abfolge Lateinamerika dem deutschen Volk Heilige gegeben, denen im Mittelalter und im Barock ein Höchstmaß von Verehrung und Vertrauen entgegengebracht wurde: Vincentius von Saragossa und Jakobus im Mittelalter, Ignatius, Franz Xaverius, Teresa, Johannes v. Kreuz, Rosa v. Lima, Ludwig v. Granada und noch eine gedrängte Schar kleinerer Heiliger in der Neuzeit. Auch der protestantische Raum hat sich den Einflüssen spanischer Frömmigkeit nicht ganz entzogen — Ignatiuswasser und Xaveriuswasser wurden in protestantischen Gegenden ebenso wie in katholischen begehrt, und der Geist Vives' und Ludwigs von Granada hat sich auch dem protestantischen Erbauungsschrifttum mitgeteilt.

Der reiche Ertrag des Werkes, wie er hier nur angedeutet werden konnte, war nur möglich dank der aufs weiteste ausgedehnten Vorstudien Schreibers. Es ist erstaunlich, was auf diesen 476 Textseiten an Quellenstoff und zwar meist wenig oder nicht bekannter Art zusammengetragen ist. Die gesamte, irgendwie einschlägige deutsche, iberische, südamerikanische Literatur ist durchgearbeitet, zahlreiche Bilder- und Kunstsammlungen, auch sehr wenig beachtete, sind durch-

forscht worden, in die abgelegensten Wallfahrts- und Dorfkirchen ist Schreiber vorgedrungen. Eine volkskundliche Fundgrube erster Ordnung ist damit in diesem Band geschaffen.

Denn Schreiber begnügt sich nicht damit, in Beschränkung auf das Thema einfach den spanischen Einfluß auf die deutsche Frömmigkeit, besonders auf die Heiligenverehrung, seine Wanderwege, seine landschaftliche Entfaltung auf deutschem Boden, sein Abklingen, die Umdeutschung des spanischen Gutes herauszuarbeiten. Schreiber greift weiter und gibt uns eine umfassende Darstellung der volksmäßigen Verehrung aller Heiligen, die Spanien dem deutschen Raum geschenkt hat, damit eine Sinndeutung manches unverständenen oder ungeklärten Brauchtums z. B. der Monatszettel, eine höchst wertvolle Bereicherung unserer ikonographischen Kenntnisse — und nicht zuletzt Anregungen nach den verschiedensten Seiten hin. Ein ausführliches Register ermöglicht die rasche Auswertung des gewaltig aufgestapelten Stoffes und 155 Abbildungen ergänzen das Wort — sie allein schon eine Gabe von unvergänglichem Wert.

Verschiedene Fragen hat Schreiber erst angeschnitten und es der Einzelforschung überlassen, Lücken auszufüllen und endgültige Klarstellungen zu versuchen. Einige Ergänzungen und Berichtigungen mögen hier Platz finden. S. XIV A. 2: Unter „Geschwistergott“ sind nicht die Paten, sondern die Verwandten zu verstehen. — S. 40 A. i: An der Emporenbrüstung der volkskundlich auch sonst beachtenswerten Liebrauenkapelle zu Tussenhausen (B.A. Mindelheim) ist das Martyrium eines heiligen Bischofs auf einem mit spitzen Nägeln beschlagenen Rost dargestellt (spätes 18. Jahrh.) — wahrscheinlich der hl. Diakon Vincentius, der auch sonst als „episcopus et martyr“ angesprochen wird. Nicht zu übersehen, daß an derselben Emporenbrüstung Stephanus und Laurentius dargestellt sind, die mit Vincentius gerne die diakonale Dreieit bilden. — S. 59: Ensdorf liegt nicht in Oberbayern, sondern in der Oberpfalz. — S. 108: Im Bistum Augsburg ist der Jakobuspatronat sehr stark vertreten. — S. 145: Ignatiuspatronat hat die zur ehemaligen Ingolstädter Jesuitenpfarrei Manching (B.A. Neuburg a. d. D.) gehörige Filialkirche Niederstimm. — S. 165: Ein dem Holzgünzer ähnliches Ignatiusbild besitzt das Filialkirchlein Tronetshofen, Pf. Willmatshofen (B.A. Zusmarshausen). — S. 174: Als Stätte hohen Xaveriuskultes gibt sich die ehemalige Dillinger Jesuitenkirche. — S. 225 A. i: Wessobrunn statt Wasserbrunn. — S. 246: Die kultische Verschwisterung von Teresa und Augustinus wird gefördert worden sein durch eine verwandte Ikonographie — bei beiden flammendes Herz von Pfeil durchbohrt, Putto. — S. 263: Der hl. Teresa wurden auch Glocken geweiht, z. B. 1725 eine Glocke in Knöringen; vgl. Steichele-Schröder, Bistum Augsburg 5, 342, A. 45. — S. 292: Für die Verehrung des hl. Vincentius Ferrerius ist es beachtlich, daß seine Schriften auch ins Volk gingen; in der Bibliothek der Herren von Frundsberg befand sich z. B. im 16. Jahrh. Ferrers Werk „Vom End der Welt“; vgl. Zeitschrift d. Hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg 52, 1936, 65. Gerade von diesem viel verbreiteten Werk her dürfte sich der Sterbepatronat Ferrers ungezwungen erklären. — S. 302: Die 33 Dornen, die Rosa v. Lima an ihrer Dornenkrone angebracht haben soll, beziehen sich wohl auf die 33 Lebensjahre Christi, nachdem die Passionsmystik das Leben und Denken dieser Heiligen doch so bedeutsam erfüllt.

Dillingen a. d. D.

Friedrich Zoepfl.

Alte Kirche

Origenes Werke, X. Band: Origenes Matthäuserklärung I. Die griechisch erhaltenen Tomoi. Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter-Kommission der Preussischen Akademie der Wissenschaften unter Mitwirkung von Lic. Dr. Ernst Benz von D. Dr. Erich Klostermann (= Griechische Christl. Schriftsteller, Bd. 40, 1). Leipzig, J. C. Hinrichs 1935, XIII u. 304 S. 8°. RM. 24.—.

Dem XI. Band der Berliner Origenesausgabe, der von mir in dieser Zeitschrift LIV S. 360 ff. besprochen wurde, ist rasch der X. gefolgt. Mit dem XI. Band wurde die Ausgabe der Reste des Matthäuskommentars eröffnet, und zwar enthält er den nicht griechisch erhaltenen Abschnitt der alten lateinischen Übersetzung, nämlich den Kommentar zu Matth. 22, 34 bis Matth. 27, 63. Nun soll der X. Band, von dem bisher nur die erste Hälfte (bis Tom. XIV 12) vorliegt, den im griechischen Original erhaltenen Teil des Kommentars bringen. Von den ursprünglichen 25 Tomoi sind nur acht Bücher aus der Mitte erhalten, nämlich die Tomoi X—XVII mit dem Kommentar zu Matth. 13, 36 bis Matth. 22, 33. Haupthandschrift des griechischen Textes ist jener durch Eindringen von Wasser an vielen Stellen beschädigte und oft schwer zu lesende Monac. gr. 191, aus dem Preuschen den Johanneskommentar des Origenes herausgegeben hat. Nahe mit dieser Handschrift verwandt ist ein etwas jüngerer, schon von Erasmus benützter Codex, der jetzt in Cambridge ist; doch vertritt er eine unabhängige Überlieferung, während Venetus Marc. 43 eine durch manche willkürliche Änderungen entstandene Abschrift des Monacensis ist. Der in den beiden, aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammenden Handschriften überlieferte Text zeigt nicht nur viele Fehler, sondern auch Lücken, die nur stellenweise durch die Parallelüberlieferung in den Catenen ausgefüllt werden können. Daher ist es von größter Bedeutung für die Wiederherstellung des griechischen Textes, daß von Tom. XII 9 (Matth. 16, 13) ab als selbständiger Zeuge die alte, wohl im 6. Jahrhundert angefertigte lateinische Übersetzung den griechischen Handschriften zur Seite tritt. In der Tat kann der griechische Text an manchen Stellen aus der lateinischen Übersetzung berichtigt oder ergänzt werden. Aber die beiden Zweige der Überlieferung gehen so weit auseinander, daß man nicht daran denken kann, einfach durch Vergleichung und Verarbeitung der beiden Textzeugen die gemeinsame Grundlage wiederherzustellen. Das Verhältnis der beiden Texte wäre noch verhältnismäßig einfach, wenn durchweg der eine Text sich als eine Verkürzung oder Bearbeitung des anderen darstellen würde. Das ist aber nicht der Fall; vielmehr bietet bald der griechische, bald der lateinische Text kleinere oder größere Abschnitte, die in dem anderen fehlen. Dabei besteht nur in ganz wenigen Fällen ein Grund zu der Annahme, daß willkürliche Zusätze eines Bearbeiters vorliegen. Vielmehr tragen die überschießenden Abschnitte ebenso des lateinischen wie des griechischen Textes ganz die Eigenart der Textauslegung des Origenes. Man hat daher an die Möglichkeit gedacht, daß Origenes selbst zwei verschiedene Ausgaben des Werkes gemacht habe und daß der griechische Text auf die eine, der lateinische auf die andere von ihnen zurückgehe. Klostermann lehnt diese Annahme ab, wie mir scheint, mit Recht; denn wenn es sich um zwei verschiedene Ausgaben des Origenes selbst handelte, so würde der Unterschied gewiß weniger in Zusätzen und Auslassungen, als in verschiedenen Erklärungen

des Textes bestehen. Man muß vielmehr annehmen, daß beide Texte letzten Endes auf den einen von Origenes verfaßten Text zurückgehen, daß aber dem griechischen Text eine alte Bearbeitung zugrunde liegt, die manches willkürlich geändert, vor allem aber im kleinen und großen viel gekürzt hatte, während die lateinische Übersetzung zwar eine dem Ursprünglichen verwandtere Textform vor sich hatte, aber selbst manches davon falsch verstand (z. B. S. 86, 20 ff.), anderes willkürlich änderte, zusammenzog und kürzte. Sind aber die beiden Texte auf eine solche Weise entstanden, so ist es nicht möglich, aus ihnen die Urgestalt des Textes zu gewinnen. Wir müssen daher dem Herausgeber dankbar dafür sein, daß er darauf verzichtet hat, die griechische Urgestalt rekonstruieren zu wollen, und die beiden Textzeugen nebeneinander abdruckt. Es war dabei nur fraglich, ob die Aufgabe mehr darin bestand, für jede von beiden die älteste erreichbare Gestalt herzustellen, oder darin, „die beiden Rezensionen wirklich ineinander zu arbeiten“. Der Herausgeber, der selbst diese beiden Möglichkeiten einander gegenüberstellt, entschied sich dafür, die zweite als seine Aufgabe zu bezeichnen. Aber er hat gut daran getan, daß er in der Hauptsache doch die beiden Texte unverändert gab und ihre Gestalt nicht durch zu starke Eingriffe veränderte. Bei einem wirklichen Ineinanderarbeiten der beiden Rezensionen hätten z. B. die unzweifelhaft von Origenes herrührenden, im griechischen Text fehlenden Abschnitte der lateinischen Übersetzung in das Griechische zurückübersetzt und als Bestandteile der ursprünglichen Form mitaufgenommen werden müssen. Das ist nicht geschehen; aber dadurch, daß die beiden Texte in Parallelkolumnen einander gegenüberstehen, ist es ermöglicht, beim Lesen ohne Schwierigkeit den einen Text aus dem anderen zu ergänzen. Wer die Erklärung des Origenes kennenlernen will, der muß immer die beiden Texte lesen und miteinander vergleichen; durch die Druckanordnung der Ausgabe ist das außerordentlich erleichtert.

Wenn man größere Stücke beider Texte miteinander vergleicht, so wird man leicht Unterschiede beobachten, die öfters wiederkehren und demnach zu den Merkmalen der Texte gehören. Ich gebe einige Beispiele. Der griechische Text führt häufig die im folgenden erklärten Worte des Evangeliums nicht vollständig an, sondern nur einen Teil von ihnen, während er auf das folgende mit καὶ τὰ ἑξῆς hinweist; z. B. 122, 27; 125, 10; 175, 10; 219, 14; 282, 20. Die lateinische Übersetzung führt dagegen die ganze Stelle an; es ist wahrscheinlich, daß sie auch im Original geschrieben war. An vielen Stellen fehlen im Griechischen Abschnitte, in denen Parallelstellen, besonders des Alten Testaments, angeführt oder besprochen sind; z. B. S. 115, 17 ff.; 118, 16 ff.; 119, 26 f.; 131, 24 ff.; 142, 27 ff.; 179, 11 ff. Es ist nicht daran zu denken, daß etwa der Übersetzer diese Stellen selbst hinzugefügt hätte; vielmehr hat der Bearbeiter des Kommentars, auf den unser griechischer Text zurückgeht, solche Abschnitte weggelassen, die für die Erklärung des Evangeliums selbst entbehrlich schienen. Andererseits läßt auch der Lateiner Stücke aus, die er in seiner Vorlage vorfand, oder faßte den Text kürzer zusammen. So zeigt z. B. S. 111, 6, daß der Übersetzer von dem großen ausgelassenen Stück S. 110, 19 ff. mindestens das Bibelwort 110, 52 ff. vor sich gehabt hatte.

Eine Frage, die eingehendere Untersuchung verdiente, ist die, ob der Übersetzer bei Bibelstellen den ihm in dem Origeneskommentar vorliegenden griechischen Text selbständig übersetzte oder ob er sich an den ihm vertrauten Bibeltext anschloß. Mindestens in einzelnen Fällen

scheint dies geschehen zu sein. Z. B. stammt S. 156, 14 f. „sicut nix“ sicher aus Marc. 9, 3 (2), während die Worte $\omega\varsigma\ \tau\omicron\ \phi\omega\varsigma$ aus Matth. 17, 2 stammen, wo freilich einige Zeugen gleichfalls den Vergleich mit dem Schnee haben. Jedenfalls darf an der Lesart des lateinischen Textes nichts geändert werden.

Um die Textherstellung haben sich außer dem Herausgeber besonders auch Diehl und Koetschau verdient gemacht; mit Recht war der Herausgeber im ganzen sparsam mit Änderungen und Zusätzen. In manchen Fällen hätte er vielleicht noch zurückhaltender sein dürfen. So ist gleich auf S. 1, 2 die Einfügung von $\alpha\upsilon\tau\omega$, das auch S. 2, 1 und in manchen Zeugen von Matth. 15, 56 fehlt, kaum berechtigt und S. 6, 5 der Zusatz von $\tau\omega\ \alpha\gamma\rho\omega\ \kappa\alpha\iota\ \tau\omega$ sicher falsch, wie das Wort $\delta\lambda\omega$ zeigt. Origenes untersucht, ob das Himmelreich mit einem Schatz verglichen ist, der in einem Acker verborgen ist, oder mit dem ganzen Begriff „einem in dem Acker verborgenen Schatz“. Andere Beispiele, wo mir der überlieferte Text ohne die eingesetzten Worte verständlich zu sein scheint, wo also die Änderung nicht die überlieferte Bearbeitung verbessert, sondern ein Stück des Ursprünglichen herzustellen sucht, sind: S. 202, 20; 203, 1 ff.; 205, 15; 207, 7; 223, 32 ff.; 248, 20; 264, 23; 297, 29; 300, 1.

Die Druckkorrektur ist wieder mit großer Sorgfalt durchgeführt; nur der auch sonst häufige Fehler, daß bei Zitaten, die aus einer Frage bestehen, das Schlußanführungszeichen vor das Fragezeichen gesetzt wird, findet sich S. 16, 17, 18; 28, 20; 103, 12 (richtig dagegen z. B. S. 22, 26; 40, 5).

Erlangen.

Otto Stählin.

Samuel Cavallin, Literarhistorische und Textkritische Studien zur Vita Caesarii Arelatensis. Diss. phil. Lund. Verlag Gleerup 1934 (= Lunds Universitets Årsskrift N.F. Avd. 1 Bd. 30 Nr. 7).

Diese ausgezeichnete Dissertation eines Schülers von Löfstedt, Stroux und Paul Lehmann behandelt im ersten Teil die literarische Form der Vita. Ausgegangen wird von der literarischen Einordnung der Vita Antonii des Athanasius, über die Neues gesagt wird. Gegenüber Leo wird betont, daß nicht Isokrates, sondern Xenophon mit seinem Agesilaos das Vorbild erzählender Lebensbeschreibungen in der Art der Vita Antonii (zuerst $\pi\rho\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\varsigma$ chronologisch, dann $\acute{\alpha}\rho\epsilon\tau\alpha\iota$ nach den Tugendkategorien) abgegeben habe. An der Vita Ambrosii des Paulinus wird die Nachwirkung des literarischen Schemas der Vita Antonii ebenso wie an der Vita Caesarii aufgezeigt. Die Einwirkung der Vita Martini des Sulpicius Severus auf die Vita Caesarii wird nachgewiesen (p. 22 ff.), und es wird aufgezeigt, wie durch das Eindringen zahlreicher Wundererzählungen der biographische Rahmen in Gefahr steht, gesprengt zu werden. Sehr hübsch wird deutlich gemacht, wie nicht in der direkten Charakterisierung, sondern durch die eingestreuten kleinen Erzählungen der dicta und facta Caesarii ein individuelles Bild zustande kommt. Der zweite Teil enthält die textkritischen Untersuchungen der Vita. Er besteht aus einer Reihe von sehr subtilen grammatischen Untersuchungen. (Reizvoll ist die Darlegung

der Geschichte des Pluralis reverentiae p. 58 ff. Ferner p. 73 f. über iube als Höflichkeitsformel (man denke an das: „iube, domne, benedicere“), die den Zweck verfolgen, den von Krusch in den Monumenta herausgegebenen Text zu verbessern. Die Arbeit von Cavallin ist ein Muster für weitere Arbeiten auf diesem Gebiet.

München.

Erik Peterson.

Mittelalter

Thietmari Merseburgensis Episcopi Chronicon. Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung. Herausgegeben von Robert Holtzmann. (= Mon. Germ. Hist. Script. Nova Series Tom. IX). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1935. LX u. 631 S. Brosch. RM. 36.—

Eine der interessantesten Chroniken des deutschen Mittelalters wird hier in neuer Ausgabe geboten. Thietmar, geboren 975, 1009 zum Bischof von Merseburg erhoben, dort bis zu seinem Tode 1018 im Amt, die Probleme der Reichspolitik aus eigener Anschauung und aus immer erneuter persönlicher Berührung mit König Heinrich II. erlebend, wollte zunächst nur eine Geschichte der Stadt Merseburg schreiben. Aber sein Werk, in den letzten Jahren seines Lebens verfaßt, wurde zu einer Geschichte seiner Zeit, zu einer Geschichte des Reichs unter den Sachsenkaisern. Merseburg war damals einer der Brennpunkte des politischen Lebens. 968 gegründet, bereits 981 wieder aufgehoben, aber schon 1004 wieder errichtet, umfaßte das Bistum auch slawisches Gebiet. Und der Bischof Thietmar nahm an den Fragen der kirchlichen und staatlichen Ostpolitik, die sich ihm hier ganz unmittelbar ergaben, ebenso regen Anteil wie an den Aufgaben, die ihm die Wiederherstellung seiner Diözese in ihren alten, ihr 1004 von ihren Nachbardiözesen nicht wieder zugestandenen Grenzen vorzeichnete. So entsteht ein fesselndes Bild mittelalterlichen Lebens.

Der Herausgeber Robert Holtzmann hat einmal den Original-Kodex Thietmars, erhalten in der Landesbibliothek zu Dresden, zum Abdruck gebracht. Ihm ist an die Seite gestellt worden eine hier zum erstmalig vollständig publizierte mittelalterliche Überarbeitung aus dem Kloster Korvey, jetzt in der Kgl. Bibliothek zu Brüssel, die vor allem als Ergänzung des nicht völlig unversehrt vorliegenden Originals wichtig ist, aber auch als Rezension von eigenem Charakter Beachtung verdient.

Berlin-Lichterfelde.

Walter Dreyß.

Gerhart Ladner, Theologie und Politik vor dem Investiturstreit. Abendmahlsstreit / Kirchenreform / Cluni und Heinrich III. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung II.) Rudolf M. Rohrer, Baden b. Wien 1936. 160 S. Brosch. RM. 8.—

Diese Untersuchungen sind aufgebaut auf der Überzeugung, daß die Zeit des sogenannten Investiturstreites eine umfassende Krisis des gesamten Geisteslebens bedeutet, daß also all die Erschütterungen, die sich damals gleichzeitig auf verschiedensten Lebensgebieten bemerkbar machen, in einem letzten Grunde miteinander zusammenhängen.

Wenn allerdings der Investiturstreit für L. im tiefsten Sinne ein Offenbarwerden der „Grundpolarität von Gott und Welt“ (S. 87) bedeutet und ihm damit die Rechtsansprüche der Kirche von vornherein über alle Geschichte erhaben erscheinen müssen, so läßt sich darüber, besonders in diesem Rahmen, nur schwer streiten. Es steht ja auch weniger der Anspruch der Kirche an die Welt im Vordergrund, als vielmehr jene innere „Wachstumskrise“, welche die Kirche zu Beginn und im Verlauf ihres erfolgreichen Vordringens erschütterte. Ihre einleuchtende Darlegung gerade an bekannten Beispielen darf als eigentlicher Ertrag der 5 in dieser Schrift zusammengefaßten Untersuchungen betrachtet werden: Männer, die die Kirche auch heute noch unter ihre Großen zählt, standen in unversöhnlichem Kampf widereinander, mancher von ihnen neigte sich Ansichten zu, die die Kirche später als häretisch verdammen mußte.

1. Klar sichtbar wird diese innere Krisis auf dem Felde der Theologie in dem Streit um die Eucharistie und die Person Berengars von Tours, in der überspitzten Gegnerschaft Humberts von Silva Candida wie in der auf geistiger Wahlverwandtschaft beruhenden Sympathie Hildebrands für den französischen Kanonikus. Auch Berengar, so zeigt L., ist ein Reformier, aber sein Gegenschlag wider die vermeintliche Sinnlichkeit seiner Zeit wendet sich letzten Endes gegen den Bau der Kirche selbst. Denn indem er die substantielle Gegenwart Christi im Abendmahl radikal verneint und die Gültigkeit des Sakramentes von der gläubigen Bereitschaft des Empfangenden abhängig sein läßt, leugnet er indirekt eine Mittlerstellung der Kirche zwischen Gott und der Welt. So mußte denn seine Lehre fallen. — Dennoch wurde sein Wirken fruchtbar: Durch die schrankenlose Anwendung der Profandialektik auf theologische Gedankengänge war die Kirche gezwungen, dieser neuen Gefahr durch Schaffung einer klug ausbalancierten „christlichen Dialektik“ die Giftzähne auszubrechen. Jedoch Petrus Damianis rigorosen Standpunkt von der Dialektik als „Magd“ konnte sie ebenfalls nicht annehmen: Erst Thomas v. Aquino bedeutet hier die Lösung.

2. Auch auf dem Gebiet des Kirchenrechts geht die Entwicklung von starrer „Einlinigkeit“ und Gegensätzlichkeit innerhalb der Kirche zu weltklugem Ausgleich. Vom blinden Eifer eines Siegfried v. Gorze, der die Kanones einfach dem göttlichen Gesetz gleichsetzt, zieht sich hier die Linie über Bernold von St. Blasien, Ivo von Chartres, Alger von Lüttich zu Gratian, der die behutsame Scheidung von göttlichem und weltlichem Recht innerhalb der Kanones vollendet. An einem berühmten Beispiel, dem Gegensatz Humberts von Silva Candida und Petrus Damianis in der Frage nach der Gültigkeit der von Simonisten ordnungsmäßig vollzogenen Weihen, wird die Krisis des Kirchenrechts erläutert. Die radikale „libertas spiritus“, die Humbert anstrebte, wurde von der Kirche nicht aufgenommen. Damianis Anschauung von der Objektivität der Sakramente setzte sich durch.

3. Auch in der Beurteilung ihrer politischen Stellung zeigen sich um die Mitte des 11. Jahrhunderts innerhalb der Kirche noch tiefgehende Unterschiede: Während ein aktives Reformertum durch Hinwendung zu den „Randvölkern“ die politische Trennung des Sacerdotium vom Imperium bereits auszubauen beginnt, fügt sich das Mönchtum vom Geiste Clunis noch willig in die Pläne Heinrichs III. ein. Heinrichs Absicht war es, die in der Kirche neu sich regenden Kräfte in die weltliche Herrschaft einzubeziehen und so den sakralen Charakter des

Kaiseramt noch einmal zu wahren. Das wird vor allem an seiner Klosterpolitik (*Libertas* = Reichsunmittelbarkeit), aber auch an der Übernahme und eigentümlichen Weiterbildung der Gottesfriedensbewegung durch ihn (Friede als Synthese von Recht und Gnade) erläutert. Mit Recht hält L. hierbei gegen neuere Kritiker (Brackmann) die These Sackurs aufrecht, daß Cluni nur ein indirekter Einfluß auf die aktive Reformbewegung zukomme.

Etwas sehr reichlich bemessene Anmerkungen unterrichten gründlich über die Literatur.

Berlin-Friedrichshagen.

Arnold Reinke.

X Gerd Tellenbach, *Libertas*; Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreites (= Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, 7. Bd.). W. Kohlhammer, Stuttgart 1936. X u. 245 S. Brosch. RM. 15.—.

Als die Kirche in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ihre Forderung nach „Freiheit“ prinzipiell durchsetzte, zerschlug sie eine geheiligte Weltordnung.

T. unternimmt es in dieser Schrift zu erweisen, daß der Angriff der Kirche nur deshalb von so großem Erfolge sein konnte, weil er im Grunde keine niederreißende Rebellion war, sondern im Geiste einer andern positiven Weltordnung vorgetragen wurde, die „in tief religiösen Schichten“ (S. 197) wurzelte. Wer nun diese innere Geschlossenheit des Weltbildes der Reformen recht erkennen will, wer vor allem einsehen lernen will, daß der scheinbare Widerspruch zwischen ihrer Forderung nach Freiheit von der Welt und ihrem gleichzeitigen Bemühen nach Herrschaft über die Welt keine dialektische Spiegelfechterei bedeutet, muß vorerst die christliche Vorstellung von der Freiheit „in adäquater Weise“ zu erfassen suchen: Nicht schrankenlose Ungebundenheit bedeutet die „*libertas*“, wie die modern landläufige „Freiheit“ (= Freiheit von etwas), sondern strengste Gebundenheit, demütigen Dienst innerhalb einer straffen hierarchischen Stufenordnung, deren Spitze und Ziel die vollkommene „*libertas*“, Gott selbst, ist. Je nach ihrem „Stand“ vor Gott erhalten die Menschen in dieser geistlichen Ordnung ihren Platz.

Eine merkwürdige Entsprechung findet diese geistliche Hierarchie im Aufbau des mittelalterlichen Rechts, das doch im wesentlichen Werk des germanischen Geistes war. Auch hier hat „*libertas*“ (= *privilegium*) einen durchaus konstruktiven Inhalt: Die Gesamtheit der subjektiven „Freiheiten“ ist das Recht schlechthin. Auch hier findet sich der einzelne, je nach dem Maße seiner „*libertas*“, in einen gewaltigen Pyramidenbau eingestuft, dessen Bestand allein durch „die Kraft und stetige Gegenwärtigkeit der Idee der Gerechtigkeit“ (S. 27) verbürgt wird.

Wenn der kirchliche Hierarchiedanke trotz dieser günstigen Einfallsmöglichkeiten — das Mittelalter ist nie zu einer völligen Scheidung zwischen religiöser und rechtlicher *libertas* gelangt — viele Jahrhunderte lang seinen Anspruch auf Anerkennung in der Welt nicht durchzusetzen vermochte, so hatte das nach T. seinen Grund darin, daß im Schoße der Kirche selbst Uneinigkeit über die Stellung zur Welt herrschte. T. unterscheidet hierbei eine mönchisch-asketische

und eine priesterlich-sakramentale Hierarchievorstellung, erstere weltabgewandt und individualistisch, letztere weltzugewandt, im Bewußtsein der Aufgabe, daß die Welt zu Gott hin organisiert werden müsse. (Ob eine derartige Aufstellung von „Idealtypen“ [S. 69] in geschichtlichen Untersuchungen von großem Nutzen ist, muß bezweifelt werden. T. selbst spürt das wohl und geht mit großer Behutsamkeit vor. In der Tat zeigt schon ein ganz landläufiges Beispiel, wie wenig die geschichtliche Vielfalt durch Typisierung erfaßt werden kann: In der Frage nach dem Verhältnis der Kirche zur Welt würde etwa Humbert v. Silva Candida der priesterlichen, Petrus Damiani der mönchischen Hierarchievorstellung zuneigen. Im Streit um die Sakramentsverwaltung dagegen wird Damiani zum klassischen Vertreter der priesterlichen Hierarchievorstellung, während sich Humbert in schärfster Gegnerschaft zu ihm befindet.)

In der alten Kirche bleibt im wesentlichen die mönchische Einstellung zur Welt herrschend. Die berühmten Worte der Gelasius und Symmachus fordern nicht etwa Überordnung, sondern wollen nur, in der Defensive gebraucht, das Eigenwesen der Kirche verteidigen. Im Grunde bleibt Rom bis ins 11. Jahrhundert hinein in dieser Defensivstellung. Erst dann vollzieht sich in Gregor VII. der entscheidende Durchbruch der priesterlichen Hierarchievorstellung, die die Kirche bis heute festhält. Daß aber die Päpste „ihre alte Scheu vor der Unheiligkeit des Weltlichen“ (S. 194) aufgaben, war möglich geworden nur dadurch, daß die Welt „verchristlicht“ war in einem Maße, wie es die Spätantike nicht gekannt hatte. Diese Verchristlichung der Welt nun ist, so eigentümlich es klingen mag, das Werk der vorhergehenden Jahrhunderte, die unter der Herrschaft der monarchisch-theokratischen Hierarchievorstellung stehen, welche doch ihre Kraft vor allem aus dem Eigenkirchenrecht, mithin aus dem heidnisch-germanischen Hauspriestertum zieht. T. weist mit Nachdruck darauf hin, wie nicht etwa nur das Mönchtum, sondern gerade auch Staatskirchentum und Eigenkirchenrecht in jener Zeit zu indirekten Schrittmachern der Reform wurden, letztere allein schon in organisatorischer Hinsicht erfolgreich — gegen sich wirkten.

Bei Betrachtung der entscheidenden Jahrzehnte spricht T. mit Recht Heinrich III. von persönlicher Schuld am Zusammenbruch des Reiches frei. Mehr in unbewußtem Umsichgreifen als in bewußtem Planen vollzieht sich die Kräftigung des Reformgeistes. Die vielbesprochenen „lothringischen Rechtsschulen“ verlieren bei schärferer Prüfung einiges von ihrem revolutionären Charakter. Wazo von Lüttich und der Auctor Gallicus greifen noch nicht grundsätzlich die aktive Stellung der Laien in der Kirche an. Das geschieht erst durch Humbert im 3. Buch der Schrift „Wider die Simonisten“. Das Jahr 1058 kann so „einer der großen Durchbrüche der Weltgeschichte“ genannt werden (S. 133). Gregor VII. beseitigt dann die alte Zweigewaltenlehre, die nicht Über- und Unterordnung, sondern nur Wesensverschiedenheit kannte. Beachtenswert ist hierbei, daß dem Kampf gegen das laikale Eigenkirchenrecht eine wohlwollende Einstellung zum kirchlichen Eigenkirchenrecht zur Seite geht.

Alle diese gewaltigen Erfolge Roms, mochten sie auch in Ansehung des eigentlichen Zieles der Reform nur Teilerfolge sein, waren — und damit sind wir wieder bei der Grundthese T.s — nur möglich, weil „die Ansprüche des Papsttums auf kirchlich-religiösem Fundament“ (S. 184) ruhten.

Eine Reihe von „Exkursen“ ist dem Buche angehängt. Die Mehrzahl handelt von Heinrich III. und der Kirche seiner Zeit. Hervorgehoben sei hier kurz Exkurs nr. IV, der eine Auseinandersetzung mit Kehr über die Kirchenpolitik Heinrichs III. enthält, sowie nr. XVII, wo man einige knappe Formulierungen des gregorianischen Libertas-Begriffes begrüßen wird.

Denn es muß nach Darlegung des positiven Gehalts der Schrift leider gesagt werden, daß das Leitmotiv „libertas“ den Gang der Handlung nicht immer so klar beherrscht und zusammenhält, wie es sich der Belehrung suchende Leser wünschen möchte. Jedenfalls zeigt der Fluß der umfangreichen Untersuchung hie und da die Neigung, über die Ufer zu treten.

Berlin-Friedrichshagen.

Arnold Reinke.

Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsge-
dankens. Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, hrsg.
von E. Seeberg, † E. Caspar und W. Weber, Bd. 6, Stuttgart,
W. Kohlhammer 1935, XII u. 420 S., RM 24.—

Mit den geistigen Voraussetzungen der Kreuzzugsbewegung hat sich die Forschung bisher wenig beschäftigt. Im Grunde stand man, wenn man den Erfolg des Kreuzzugaufrufs Urbans II. auf dem Konzil von Clermont erklären wollte, vor einem Rätsel, zu dessen Lösung man seine Zuflucht nahm zu einer angeblich mystisch erregten Volksstimmung, die man in der Regel irgendwie in Verbindung brachte mit Wirkungen der cluniazensischen Reformer auf die Laienwelt, weiterhin etwa mit der allgemeinen Erschütterung, die die Ausläufer des Zeitalters der Anarchie in Frankreich und der sog. Investiturstreit in Deutschland und Italien mit sich gebracht hatten. Wie es mit diesen Dingen nun in Wirklichkeit stand, darüber belehrt uns dieses grundlegende Buch Erdmanns, das eine Reihe älterer Einzeluntersuchungen desselben Verfassers fortführt und abrundet. Da die Kreuzzüge eine von der Kirche angeregte Bewegung, ein Krieg der Kirche, waren, stößt E. gleich zu der Kernfrage vor: wie kam die Kirche, die doch die Lehre des Friedens verkünden sollte, dazu, nicht nur den Krieg zu dulden und zu bejahen, sondern ihn sogar auch zu predigen? Ein einleitendes Kapitel skizziert — hier unter Anlehnung an frühere Forschung — die Entwicklung der Kriegsethik, die besonders im Abendland durch den Zusammenstoß der christlichen Moral, die den Krieg verneinte, mit der germanischen, den Krieg bejahenden Ethik in ein Spannungsverhältnis geriet, das bis zur Jahrtausendwende unausgeglichen blieb. Es beruhte auf dem augustinischen Gedanken vom *bellum iustum*, der im Grunde ein Verteidigungskrieg war. Das Kernproblem ist der Übergang der ethischen Bejahung vom Verteidigungs- zum Angriffskrieg. Auf diesem Wege bildet der Heidenkrieg des karolingischen Staates eine wichtige Etappe — von hier aus wäre vielleicht ein Blick auf die byzantinische Entwicklung lehrreich gewesen (einige Hinweise bei Ch. Diehl-G. Marçais, *Le monde oriental*, Hist. du m. a. 3 [Hist. gén. par H. Glotz, Paris 1936] 461). Als Ergebnis des 10. Jahrh.s im Abendland wird festgestellt (S. 85), daß die Kirche begann, die Idee des heiligen Krieges vom Königtum auf das Rittertum zu übertragen, ein Ergebnis der politischen Entwicklung in den karolingischen Nachfolgestaaten, aber auch eine Wirkung der Kirchenreform. Durchaus zutreffend wird von E. die Bildung einer Standesethik des Rittertums als eine — meist übersehene — Wirkung der Reformbewegung aufgefaßt; man wird doch wohl diese

Dinge auch unter dem Gesichtspunkt der Germanisierung des Christentums betrachten müssen und dann wird sich zeigen, daß eben in dieser „Reform“ seit dem 10. Jahrh. sich die eigentliche Synthese von Christentum und Germanentum äußert. Der Schwerpunkt des Buches liegt dann aber in einer Untersuchung der Kriegsethik des 11. Jahrh.s, und hierin wiederum nimmt das Reformpapsttum den breitesten Raum ein. In völlig neuer Beleuchtung als „kriegerischer“ Papst erscheint Gregor VII., der frühere Ansätze zu einem hierarchischen Krieg bis zur vollsten Konsequenz gesteigert und die spätere Umbiegung des Kreuzzugs zum Ketzerkrieg schon vorweggenommen hat, damit aber gescheitert ist. Treffend und zusammenfassend ist die Umdeutung älterer Symbole (*vexillum s. Petri*) und das verschieden abgestufte und eigentümlich schillernde Verhältnis Gregors zu den weltlichen Gewalten (*militia s. Petri*) in ihrer Vermischung lehnsrechtlicher und kirchlich-religiöser Elemente geschildert; auch der Publizistik der Investiturstreitzeit werden unter dem Gesichtspunkt des Krieges neue Seiten abgewonnen. Urban II. hat, ohne Gregor VII. direkt zu desavouieren, auch hierin die Pflöcke zurückgesteckt und ältere Gedankenreihen fortgeführt, daneben aber — und daraus erklärt sich sein Erfolg — den „populären Kreuzzugsgedanken“, wie er durch Heidenkriege wachgehalten worden war, aufgenommen.

Das ist in ganz rohen Zügen der Inhalt des Buches. Es sind äußerst sorgfältige und eindringende Untersuchungen, die geeignet sind, für die verschiedensten Fragestellungen fruchtbar zu werden. So sind z. B. die Symbole und die Liturgie weitgehend herangezogen worden: weitere Forschung wird hier anknüpfen können. Eine Fülle von Einzelbeobachtungen ist über das Buch hin verstreut, die ernsthafte Berücksichtigung verdienen, so z. B. S. 235 ff. über den Gebote-Kodex Bonizos von Sutri für den Ritter oder S. 253 der Hinweis auf ein Bindeglied zwischen den älteren Gottesfriedenseinigungen und den Ritterorden. Exkurse bieten neues Material zur Liturgie und zu den Gottesfrieden, einen neuen Vorschlag zur Erklärung der eigentümlichen Urkunde J. L. 5098 für das Bistum Jaca u. a. Aber das Hauptverdienst bleibt doch, daß das Buch einmal eindringlich auf die kriegerischen Momente in der Papstpolitik und auf das ganze, auch die Theologie tief berührende Problem aufmerksam macht. Hier werden von theologischer Seite vielleicht Einwände angemeldet werden. Ich möchte hier auf einen Punkt hinweisen, der für die Verständigung über den Inhalt des Buches wesentlich ist. E. stellt in den Vordergrund seines Problems den Begriff des „heiligen Krieges“ und versteht unter ihm solche Kriege, „die als religiöse Handlung aufgefaßt oder auch sonst zur Religion in eine direkte Beziehung gesetzt“ werden. Diesem Begriff setzt E. den „allgemeinen Kreuzzugsgedanken“ gegenüber: „Hier bildet die Religion eine spezifische Kriegsursache und fiel nicht mit dem Volkwohl, der Landesverteidigung, dem Staatsinteresse oder der nationalen Ehre zusammen“. E. versteht also unter Kreuzzug einen Krieg, bei dem die Religion „spezifische Kriegsursache“ ist, und dessen Ursprünge ist das ganze Buch gewidmet. Es fragt sich aber, ob damit der Kreuzzugsbegriff nicht zu sehr erweitert ist. Nach der herkömmlichen Definition (vgl. S. 364) ist ein Kreuzzug ein militärisches Unternehmen zur Befreiung der heiligen Stätten im Orient. E. zeigt (besonders im Exkurs 5), daß auch Urban II. „wesentlich mehr als einen bloßen ‚Kreuzzug‘ im Sinne gehabt“ habe, wobei mir allerdings doch die propagandistische Wirkung des Hinweises auf das hl. Grab in Clermont — für Urban sicher bezeugt durch J. L. 5608 — allzu sehr in den Hintergrund gedrängt scheint. So sicher es ist, daß

der 1. Kreuzzug etwas ganz anderes wurde, als sein Urheber plante, so halte ich es doch für angebracht, den auch später entstandenen Begriff Kreuzzug für die Züge nach dem hl. Lande beizubehalten und ihn nicht zu vermengen mit jenem älteren „hierarchischen“ Krieg, in den der Kreuzzug später wieder umgebogen wurde (Albigenser Kriege) oder auch mit „heiligen Kriegen“, die zur Religion „in direkte Beziehung gesetzt wurden“, wie z. B. die Eroberung Siziliens (S. 122), bei der sogar trotz des religiösen Beiwerks auch diese Bezeichnung (E. nennt sie einen Kreuzzug) fragwürdig bleibt. Ein Streit um Begriffe ist immer ein Streit um Worte: ich möchte nicht den Eindruck erwecken, durch diesen Einwand das Verdienst des Buches irgendwie zu schmälern. Es liegt, um das noch einmal zu betonen, gerade darin, die verschiedensten Gedankenreihen und Erscheinungsformen aufgezeigt zu haben, in denen Kirche und Krieg im 11. Jahrh. in Beziehung zueinander getreten sind. Für die Erkenntnis der großen geistesgeschichtlichen Revolution, die das 11. Jahrh. umschloß, ist hier ein grundlegendes Stück Arbeit geleistet.

Bonn.

W. Holtzmann.

Meister Eckhart, die deutschen und lateinischen Werke, hrsg. im Auftrage der deutschen Forschungsgemeinschaft. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1956 ff.

1. Die lateinischen Werke, 3. Band: Magistri Ehardi expositio sancti evangelii secundum Johannem, hrsg. und übersetzt von Karl Christ und Joseph Koch, 1. Lieferung.

2. Die deutschen Werke, 1. Band: Meister Eckharts Predigten, hrsg. u. übersetzt von J. Quint, 1. Band, 1. Lieferung.

Über die Vorgeschichte dieser monumentalen Eckhart-Ausgabe sind die Leser der ZKG. durch Aufsätze von Mitarbeitern an dem großen Werke (K. Weiß, ZKG. 52, 1953, 467 ff. und J. Koch, ZKG. 55, 1956, 264 ff.) einigermaßen unterrichtet; es genügt daher festzustellen, daß die deutsche Forschungsgemeinschaft eine Eckhart-Kommission unter dem Vorsitz von E. Seeberg gebildet hat, die alle in Deutschland lebenden und schon seit Jahren tätigen Eckhart-Forscher zusammenfaßt. Leiter der Ausgabe sind J. Koch für die lateinischen Werke, J. Quint für die deutschen. Eine frühere Verlagsankündigung glaubte mit 3 Bänden in Din-Format auskommen zu können; heute wird auf dem Umschlag der 1. lateinischen Lieferung der Umfang dieser Abteilung schon auf 6 Bände berechnet, während für die deutsche Reihe die Bandzahl noch gar nicht abzusehen ist (wohl etwa 4). Diese Erweiterung rührt nicht nur daher, daß das ursprüngliche Programm durch die Beigabe einer deutschen Übersetzung erweitert worden ist, sondern sie folgt auch aus dem Plan, in den „Deutschen Werken“ „sämtliche Texte herauszugeben, die auf Grund innerer oder äußerer Kriterien mit Sicherheit oder mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit für den großen Mystiker als ihren Autor in Anspruch genommen werden können“ (2 S. V). Die Übersetzungen sollen das Werk einem weiteren Leserkreis zugänglich machen; in der lateinischen Abteilung ist sie dem Text unten auf der Seite jeweils fortlaufend beigefügt; in der deutschen soll sie in besonderen Bänden zusammengefaßt werden. Die beiden vorliegenden Lieferungen enthalten nur die zum Verständnis der Ausgaben unumgänglich notwendigen Vorbemerkungen; ausführlichere Einleitungen sind für später vorgesehen. Der niedere Preis der Lieferung (je 1 RM.) und die vorzügliche Ausstattung seien vorweg besonders hervorgehoben.

1. Die Ausgabe der lateinischen Werke wird eröffnet mit einer Lieferung des reifsten Werkes Meister Eckharts, der Auslegung zum Johannesevangelium. Dieser dritte Band wird recht dickleibig werden; die 80 Seiten der ersten Lieferung umfassen noch nicht den 8. Teil des ganzen Textes. Das Werk war vorher noch nicht gedruckt; es handelt sich also um eine Erstausgabe. Zwei Hss. standen zur Textherstellung zur Verfügung, die des Nicolaus Cusanus (C) von 1444 und eine erst jüngst vom Mitherausgeber K. Christ gefundene ältere und bessere in Berlin (B), welche als „Führerhs.“ dem Text zugrunde gelegt wurde. Aber auch B ist nicht ohne Fehler; spätere Benutzer des Werkes, Jordan von Quedlinburg, Cusanus oder gar der in deutscher Sprache schreibende Marquard von Lindau kommen zur Kontrolle nur selten in Frage. Da Ref. die Hss. nicht aus Augenschein kennt, ist die Bildung eines Urteils über die Leistung der Herausgeber Koch und Christ naturgemäß erschwert; vielleicht darf der Wunsch geäußert werden, der Ausgabe auch Lichtdruckproben der wichtigsten Hss. beizugeben. Das genaue Studium des Textes ergab, daß die Herausgeber mit aller nur erdenklichen Sorgfalt und Akribie zu Werke gegangen sind, so daß jedenfalls über den überlieferten Wortlaut kein Zweifel mehr bestehen kann. Für das Verständnis des Textes im einzelnen müssen die verschiedenen Apparate und auch die Übersetzung herangezogen werden, die in ihrer engen Anlehnung an die lateinische Vorlage eine Erklärung dafür ist, wie der Herausgeber die betr. Stelle jeweils verstanden wissen will. Dieser Apparate sind drei: 1. Nachweis der zitierten Bibelworte, wobei die Abweichungen von der Vulgata vermerkt werden, 2. der eigentliche textkritische Variantenapparat, und 3. der Nachweis der wörtlich oder dem Gedanken nach benutzten theologisch-philosophischen Literatur und der Parallelen aus Eckharts lateinischen und deutschen Werken. Gelegentlich (z. B. S. 5) findet man in diesem (lateinisch geschriebenen) Apparat auch einen Hinweis auf die Disposition oder (S. 52 A. 2) Verbesserungsvorschläge zum Text. In diesem dritten Apparat breiten die Herausgeber eine bewunderungswürdige Kenntnis der theologisch-philosophischen Literatur, die Frucht einer sehr rationalen Arbeitsweise, nämlich des S. XXVII geschilderten Gesamtkatalogs der Autorenzitate, vor dem Leser aus; er wird die Grundlage für die sachliche Weiterarbeit und für das Eindringen in Eckharts Gedankenwelt sein. Wenn ich mir hier einige Bemerkungen zu dem Texte erlaube, so bin ich mir bewußt, daß die Herausgeber aus ihrer überlegenen Kenntnis nicht nur dieses, sondern aller Werke Eckharts „am längeren Hebelarme“ sitzen; andererseits ist aber bei so schwierigen Texten eine abweichende Meinung möglich und ihre Äußerung Pflicht gegenüber der Leistung der Herausgeber: S. 70 Z. 2 f.: *Ipse enim odium mali est ipse amor boni sive dei*; die sonst zu Grunde gelegte Hs. B. liest *dicitur* statt *dei*; ob nicht *dicitur* nach dem sonst befolgten Grundsatz beizubehalten ist? Wendungen mit *est sive dicitur* kommen öfters vor (z. B. 14, 11 f.), wogegen mir *odium mali* für *amor dei* in dem bisher vorliegenden Text nicht begegnet ist. S. 36 Z. 9 wäre *(deum)*, wie in Anm. 4 des Quellenapparats nachgewiesen, doch wohl in den Text zu setzen. Eine schwierige Stelle ist S. 32 Z. 5 ff. Ich kann sie im einzelnen nicht besprechen, möchte aber zur Erwägung geben, ob Z. 9 nicht *ipso* in *ipso* zu verbessern ist, wie in Z. 7 *ipso* gegen das in B überlieferte *ipso* in den Text gesetzt ist. Ich würde dieses *ipso* beide Male auf das *principium essentielle* (Z. 6) beziehen; dann ergibt sich auch die Notwendigkeit, die Stelle anders zu erklären und zu übersetzen. Der Fall zeigt, wie die Herausgeber mit äußerster Behutsamkeit den Text behandeln;

es soll ihnen daraus beileibe kein Vorwurf gemacht, sondern nur die Richtung angezeigt werden, in der eine Weiterarbeit am Text möglich ist. S. 16. Z. 14 scheint mir Original und Übersetzung auseinanderzugehen. Die Abkürzung *Li* (S. 9. 15. 29 usw.) für *littera* (S. 44) im Sinne von grammatischem Wort wäre doch wohl besser immer aufgelöst worden. Der Druck ist sehr sorgfältig; nur S. 5 Z. 9 habe ich einen leicht zu verbessernden Druckfehler bemerkt. Sehr praktisch ist die Nummerneinteilung dieses und aller anderen lateinischen Werke, die ein leichtes Zitieren ermöglicht. Leider war es nicht möglich, ein Gleiches auch in der deutschen Abteilung durchzuführen; die deutschen Werke werden in den lateinischen nach den älteren Ausgaben (Seiten- und Zeilenzahl) zitiert, aber in der von der deutschen Abteilung festgestellten Textform. In dieser ist das Auffinden der Stellen durch Beifügung der alten Seiten- usw. Zählung (z. B. von Pfeiffer) erleichtert.

2. Vor ganz anderen und noch sehr viel schwierigeren editorischen Aufgaben steht der Herausgeber der deutschen Predigten. Ihre Überlieferung ist sehr viel umfangreicher, sprachlich vielgestaltiger und oft in kleinste Fragmente zersplittert, dabei vielfach anonym. J. Quint, der in einem umfangreichen Buch (Die Überlieferung der deutschen Predigten Meister Eckharts, 1932) das Material durchforscht und durch neue Funde noch beträchtlich vermehrt hat, hat sich zum Ziele gesetzt, eine für Theologen, Philosophen und Kulturgeschichtler verständliche und brauchbare Ausgabe herzustellen, und hat deshalb die Texte in einem Normalmittelhochdeutsch dargeboten, wie es rein vielleicht in keiner Hs. vorkommt. Bei den Germanisten ist ein derartiges Verfahren neuerdings wenig beliebt; wenn man sich aber klar macht, daß von den fünf Predigten, welche die erste Lieferung enthält (davon Nr. 5 in zwei Fassungen), für Nr. 1 und 4 je 18, für Nr. 2 gar 21 Hss. oder Textzeugen zur Verfügung standen, so wird man einsehen, daß die vom Herausgeber verfolgte Methode die einzig mögliche war. Eckharts Gedanken sind an sich schon nicht eben leicht verständlich, so daß jeder Leser es dankbar begrüßen wird, wenn ihm die Schwierigkeiten, welche die Dialekte der Hss. bieten, aus dem Wege geräumt sind. Die Germanisten kommen überdies auf ihre Rechnung, denn der zweite, textkritische Apparat (die beiden übrigen sind nach der Art der lateinischen Werke eingerichtet) enthält alle irgendwie in Betracht kommenden Lesarten, außerdem auch noch den Hinweis auf die von Pfeiffer, dem früheren Herausgeber der Predigten, benutzten Hs. oder Hs.gruppe. Er übertrifft den Umfang des Textes oft um das Doppelte. Man wird sogar bedauern, daß Quint seinem Grundsatz, zu normalisieren, nicht immer treugeblieben ist: für Nr. 5a liegen nur drei Hss. vor, welche zwei verschieden umfangreiche Bruchstücke der Predigt aufbewahrt haben. Hier folgt Quints Text buchstabengetreu (nicht einmal die Kürzungen der *Nomina sacra* sind aufgelöst) zuerst der einen, dann der andern Hs., was zur Folge hat, daß man in derselben Predigt Formen wie *ich hon* — *ich hab*, *zumaul* — *zemaal*, *aygen*, *aigen* — *eygen* neben — d. h. nacheinander findet. Die Anordnung der Predigten folgt inneren Kriterien, nämlich dem Grade der Beglaubigung ihrer Echtheit.

J. Koch ist in dieser Zs. (55, 264 ff.) mit der von den Dominikanern veranstalteten Eckhartausgabe streng ins Gericht gegangen; es ist daher nur billig, daß man an seine und seiner Mitarbeiter Tätigkeit die höchsten Ansprüche stellt. Werden sie befriedigt? Ich glaube, die Frage für beide Abteilungen nach eingehender Prüfung vollauf bejahen

zu dürfen. Soweit meine Kompetenz reicht — und ich kann in dem vorliegenden Falle nur für die editorische Seite einiges Sachverständnis beanspruchen — kann ich erklären, daß in dieser Ausgabe alle nur denkbaren Wünsche, die man an ein derartiges Werk stellen darf, erfüllt werden. Meister Eckhart, der große deutsche Denker, wird in ihr eine seiner Bedeutung entsprechende Wiederauferstehung erfahren und das deutsche Volk wird, nachdem nun schon so viel über Eckhart geschrieben und geredet worden ist, Gelegenheit haben, ihn hier einmal wirklich kennen zu lernen — eine keineswegs leichte und einfache Sache. Was aber die deutsche Wissenschaft zu diesen Bemühungen um Meister Eckhart beitragen kann, ist hier in mustergültiger Weise geleistet.

Bonn.

W. Holtzmann.

Friedrich Schneider, Dante. Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. Weimar, Verlag Hermann Böhlau Nachf., 1935. 188 S. Geb. RM. 5.80.

Der Herausgeber des Deutschen Dante-Jahrbuchs will mit diesem kleinen Buch „weitesten Kreisen erneut einen Zugang zu dem großen Menschen und seinem Werk bahnen“. Aber auch dem Dante-Kenner und Forscher gibt er darin viele nützliche Hinweise vor allem auf die neuere italienische Dante-Literatur, die bei uns kaum jemand so vollständig kennt wie der Verf., der darüber im Dante-Jahrbuch fortlaufend berichtet. Die Verbindung einer allgemein einführenden knappen Darstellung von Dantes Leben und Schaffen mit der Erörterung zahlreicher Einzelfragen ist zwar nicht immer ganz ausgeglichen, oft sprunghaft und an Äußerlichkeiten haftend, aber voller Anregungen, mehr noch als Wegweiser zur Danteforschung als zur Dichtung selbst brauchbar.

Leipzig.

H. Grundmann.

Hiltgart L. Keller, Mittelrheinische Buchmalereien in Handschriften aus dem Kreise der Hiltgart von Bingen. Druck und Verlag von Ernst Surkamp, Stuttgart 1935. VI u. 157 S. u. 57 Tafeln. RM. 12.—.

Das Interesse an der bedeutenden, aber nicht leicht zugänglichen Gestalt der heiligen Hildegard von Bingen ist in den letzten Jahren gewachsen, wie die Zahl neuerer Übersetzungen ihrer Werke und Monographien über ihre Gedankenwelt beweist. Unsere Arbeit, eine Frankfurter Dissertation, untersucht ein bisher wenig beachtet gebliebenes Grenzgebiet zwischen Theologie und Kunstgeschichte, nämlich die Miniaturen der Wiesbadener Handschrift von Hildegards Hauptwerk *Scivias*. (Die Arbeit erstreckt sich auch auf andere Werke der Hildegard, gedruckt sind bisher nur die Ausführungen zum *Liber Scivias*, und zwar in Maschinschrift.) Sind diese Miniaturen ein echter Ausdruck ihrer Visionen, ja womöglich unter ihrem persönlichen Einfluß entstanden? Das ist das Problem, das den Theologen am stärksten interessieren würde. Die Verfasserin kommt von der Kunstgeschichte her und stellt die kunstgeschichtlichen Probleme, die Beschreibung, Herkunft, Entstehung, Datierung und Vergleichung der Maleereien mit anderen Kunstwerken in den Vordergrund. Was sie aber zu-

gleich erreichen möchte, ist ein wirkliches Verständnis für die Visionen, das ihr nur aus der anthroposophisch verstandenen geistigen Welt möglich erscheint. Ihre Ausführungen halten sich allerdings frei von dieser weltanschaulichen Voraussetzung.

Der erste Teil der Arbeit orientiert über die Quellen für die Lebensbeschreibung, über den Lebensgang und den Briefwechsel. Gerade der noch nicht kritisch gesichtete Briefwechsel beweist, wie viel zur Erkenntnis der Gesamtpersönlichkeit Hildegards noch zu leisten ist. Sehr aufschlußreich ist die Tafel, die die Verfasserin zur Orientierung über den Briefwechsel beigegeben hat.

Dem ikonographischen Überblick gehen sorgfältige Notizen über die vorhandenen und erwähnten Exemplare des Werkes voraus. Aus dem Ideenkreis des 12. Jahrhunderts heraus möchte die Verfasserin die drei Hauptteile der Visionen als Schilderung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, freilich von einem kosmischen Standort her, verstehen. Damit wird dem Werk ein einheitlicher Charakter zugestanden. Das letztere möchte ich unterstreichen, wenn auch die Bezeichnungen für die Teile nur Decknamen sind. Wir sind wohl in unserer Erkenntnis des mittelalterlichen Denkens noch nicht so weit vorangekommen, um die Einheit, die wir dem Werk gegenüber empfinden, auch dem 12. Jahrhundert gemäß ausdrücken zu können.

Zweidrittel des Buches enthalten die Übersetzungen der Visionen selbst und die genaue Beschreibung der dazugehörigen Miniaturen. Wir müssen uns hier auf die Ergebnisse dieser sorgfältig durchgeführten Einzelanalyse beschränken.

Die Verfasserin zeigt, daß nur die Illustrationen des Wiesbadener Kodex den gewaltigen Texten gemäß sind, daß nur sie unter dem persönlichen Einfluß der heiligen Hildegard selbst entstanden sein können. Das schließt nicht aus, daß auch Vorlagen gesucht und benutzt worden sind. Die Verschiedenheiten der Bilder in Form und Farbe lassen sich am leichtesten verstehen, wenn man mit der Verfasserin ein Zusammenarbeiten der Nonnen auf dem Rupertsberge voraussetzt. Die Schrift des Kodex hat Beziehungen zu Trierer Handschriften, sie ist vielleicht sogar dort angefertigt worden. Ihres fortschrittlichen Charakters wegen möchte die Verfasserin die Entstehungszeit des Werkes auf 1175—1181 ansetzen. Die Verschiedenheit der Initialen ist wieder auf verschiedene Hände, die noch dazu zeitlich auseinanderliegende Vorlagen benutzten, zurückzuführen. Mittelrheinischer Einfluß läßt sich nachweisen, insbesondere der der Kölner Emailleschule. Die sehr eigenartige Farbgebung der Miniaturen hat keine direkte Parallele, die Ähnlichkeit mit Emaillearbeiten würde an Einflüsse aus Köln und aus der Maasgegend denken lassen. Wenn man die Stilelemente, besonders den Gesichtstypus, mit denen anderer Handschriften vergleicht, so ergeben sich wieder die gleichen Beziehungen nach Köln und der Maas. Die nach der Maasgegend sind durch Guibert von Gembloux, den letzten Mitarbeiter Hildegards, nahegelegt. Das Faltensystem wird als flächig charakterisiert, nur beim Christus des jüngsten Gerichts hat die Zeichnung plastischen Charakter. Auch die Vorbilder für einzelne Typen, z. B. den thronenden Christus, kommen aus verschiedenen Gegenden, wiederum aus Köln und von der Maas. Aber trotz aller stilistischen Anklänge im einzelnen kann die Handschrift nicht einer bestimmten Schule zugewiesen werden. „Sie bleibt eine Einzelleistung und läßt sich nur aus der persönlichen Anteilnahme einer großen Persönlichkeit erklären“ (S. 145).

Der Arbeit beigegeben sind eine Übersicht über den Bestand der Handschriften in S. Matthias in Trier, eine sehr verdienstliche ausführliche Bibliographie und Skizzen der Miniaturen und Initialen. Schade, daß die Bilder nicht wenigstens in photographischer Reproduktion wiedergegeben werden konnten. Hoffen wir mit der Verfasserin, daß uns bald eine Faksimile-Ausgabe dieser sowohl für die Frömmigkeit des 12. Jahrhunderts als auch für die mittelalterliche Ikonographie gleich wichtigen Handschrift zuteil werde!

Jena.

Hanna Jursch.

Reformation und Gegenreformation

Willy Andreas, *Der Bundschuh. Die Bauernverschwörungen am Oberrhein.* Hermann Schaffstein Verlag in Köln, ohne Jahr. 64 S. RM. —40, gbd. —80.

Gestützt auf die eigenen Forschungen sowie auf die von Albert Rosenkrantz, gibt Vf. in knapper, aber anziehender Form eine Darstellung der Bundschuhverschwörungen. Sie ist allen denen nützlich, die sich kurz über diese Bewegungen, die dann im Bauernkrieg in hellen Flammen emporgeschlagen sind, orientieren wollen. M. E. fehlt ein Eingehen auf die Einwirkungen der Spiritualisten, die Luther die Schwärmer nannte, bereits auf diese Verschwörungen.

Berlin-Grunewald.

E. Seeberg.

Peter Meinhold, *Die Genesisvorlesung Luthers und ihre Herausgeber* (= Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, herausgegeben von E. Seeberg, E. Caspar, W. Weber, Band VIII). W. Kohlhammer, Stuttgart 1936. 451 S. RM. 24.—.

Diese Arbeit geht auf meine Anregungen zurück, wie ich sie dann selbst in meinen „Stücken zu Luthers Genesisvorlesung“ (Bertelsmann 1932) niedergelegt habe. Diese Studien verdienen einige Beachtung, da sie gegenüber dem unbefangenen Herumraten und dem langweiligen Herauspicken von Einzelheiten aus dieser großen Vorlesung Luthers die methodischen Fragen grundsätzlich stellen und an den beiden besten Bänden erproben. Meinhold geht über meine „Studien“ wesentlich hinaus; er legt ein Buch vor, in dem das schwierige und fruchtbare Problem umfassend und von einer anderen Seite wie bei mir behandelt ist. Umfassend, denn M. dehnt seine Untersuchungen auf das ganze Werk Luthers sowie auch auf die andern von Veit Dietrich bearbeiteten Vorlesungen Luthers aus; von einer anderen Seite her, denn M. setzt bei den Bearbeitern der Genesisvorlesung (Dietrich, Roting, Besold) und bei ihrer Theologie ein, deren Abhängigkeit er von derjenigen Melancthons erweist. Auch Besold ist kein wirklicher Lutheraner. Wer wußte von der Theologie dieser Männer? Ich jedenfalls nicht. — Auch das ist interessant, daß Dietrich Luthers Kolleg nur kurze Zeit, Roting überhaupt nicht und Besold nur in den letzten vier Jahren mitangehört hat. M. hat ferner das Lutherbild dieser Männer in seinem Verhältnis zu Luthers Selbstverständnis und zu Melancthons

Lutherdeutung verglichen und von hier aus den Schlüssel für die Art der Arbeit der Herausgeber gefunden: die „Hochschätzung der reinen Lehre“ nötigt sie, Lutherzeugnisse auch aus anderen Schriften Luthers heranzuziehen und außerdem die Vorlesung flüssig zu gestalten; dabei wurden die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Zeit gebraucht, wie Lyra, Sanctus Pagninus und sein Wörterbuch, Hieronymus und Augustin. Auf Lyra geht auch die Kenntnis der Rabbinen zurück, die in der Vorlesung hervortritt. Aber auch den Einfluß der Theologie Melandthons hat M. wahrscheinlich zu machen gewußt, der in manchen Stücken in dieser Compilation aus Luther die echten Gedanken Luthers umbiegt. — Die Basis ist also recht schmal, die den Bearbeitern der Genesisvorlesung zur Verfügung stand. Die Nachschriften, die von den Editoren benützt worden sind, sind bis auf kleine Bruchstücke verlorengegangen. M. bestätigt die von Thiele ausgesprochene Vermutung, daß Notizen Luthers zu Gen. 23, 5. 6. Präparationen für seine Vorlesung sind und führt einen eingehenden Vergleich der in W 42 abgedruckten Präparation Luthers zu Gen. 1—5 mit der Bearbeitung durch, die zeigt, daß sich Luther eng an seine Präparationen hielt, so daß man auf die Zutaten der Bearbeiter schließen kann. Dadurch wird übrigens auch meine These von den „doppelten Relationen“ einer und derselben Äußerung Luthers bestätigt. Man sieht, „wie der Bearbeiter das Minus der einen Handschrift durch das Plus einer andern ergänzt und so beide zu einem Text verbindet“. Eine weitere Bestätigung dieser These ist auch ein von M. im Original wiedergegebener Brief Dietrichs, wonach Dietrich die ihm zugehenden Nachschriften Crucigers und Rörers „in einander ordnen“ soll. Wie gearbeitet worden ist, zeigt ein Stück der bearbeiteten Nachschrift aus der Vorlesung, das M. aus einem Codex der Berliner Staatsbibliothek beibringt, wo die entsprechende Partie des Druckes sich als die um einige Zusätze vermehrte Abschrift eines Briefes Melandthons erweist. Auch die Frage nach dem Verhältnis von Tischreden und Vorlesung ist von M. sorgfältig behandelt worden; es handelt sich um die Frage, ob die Tischreden Vorlagen für die Bearbeiter der Genesisvorlesung gewesen sein können. — M. hat schließlich eine Menge von ausgezeichneten Beobachtungen gemacht, die den literarischen Charakter der Genesisvorlesung ernsthaft aufzuhellen geeignet sind. Ich gebe diese in Stichworten an: die verschiedenen Grundsätze für die Bearbeitung bei den verschiedenen Redaktoren; die Bandenteilung; der erst nach der Vulgata, dann in selbständiger Übersetzung dargebotene Bibeltext; die Benützung der Bibelrevisionsprotokolle und der Eintragungen Luthers in sein Handexemplar vom Alten Testament; die von mir schon festgestellte Verarbeitung der Predigten über die Genesis; die Benützung der Lutherschen *supputatio annorum mundi*, die M. entdeckt hat; schließlich die Verarbeitung des gelehrten Beiwerks, das die Herausgeber den Hilfsmitteln ihrer Zeit entnommen haben. Darin liegt doch wirklich Neues genug! Ebenso dürfte die Chronologie der Vorlesungstätigkeit Luthers von 1535—1545, die eine vollständige Übersicht von Luthers letzten Vorlesungen bietet, von Bedeutung sein; erst recht gilt das von dem Vergleich mit der ersten Genesisvorlesung Luthers, zu der ja die von Poliander überarbeiteten Nachschriften vorhanden sind, oder von dem Hinweis auf den für Luther charakteristischen Schluß *a minori ad maius*. M. macht auch deutlich, wie die persönlichen Äußerungen Luthers in der Genesisvorlesung, entsprechend dem Lutherbild der Bearbeiter, gestaltet worden sind.

Es mag manchen Lutherfreund schmerzen, aber die große Genesisvorlesung Luthers ist eine Kompilation, freilich im wesentlichen aus Luther selbst, wobei allerdings die Bearbeiter ihre eigene, d. h. die mehr oder minder melanchthonisch gefärbte Theologie, nicht auszuschalten wußten.

Vielleicht hätte M. dies sein Ergebnis, das aus vielen Einzelheiten sorgsam und scharfsinnig gewonnen ist, noch härter oder größer aussprechen sollen, um die nötige Resonanz für sein revolutionäres Resultat zu gewinnen. Ich wenigstens kann es mir sonst nicht erklären, daß ein Mann wie O. Clemen in einer Besprechung im Theologischen Literaturblatt all diese aufwühlenden Erkenntnisse seinen Lesern vorenthält und sich mit einigen, für einen jungen Autor nicht gerade ermutigenden, trüben Bemerkungen über Dicke und Preis des Buches begnügt. Ich habe es deshalb für meine Pflicht gehalten, das Buch hier anzuzeigen und nachzuweisen, wo dies Buch gerade als „Buch“ über meine Anregungen in meinen „Studien“ erschöpfend hinausgeht. Gewiß, M. ging nach mir auf halbwegs gebahnten Wegen. Aber wenn ich etwa die Erstlingsarbeiten von heute so berühmten Gelehrten wie Bornkamm oder Rückert mit den Anregungen ihres Meisters Holl oder — bei Rückert — auch mit denen von Reinhold Seeberg vergleiche, so möchte ich die Arbeit Meinholds fast als „Abfall“ von seinem Lehrer, nämlich von mir, empfinden. Aber Scherz beiseite, das Werk Meinholds ist eine Leistung, die ein schweres Problem der Lutherforschung gelöst hat, und die seinem Verfasser ein für allemal einen hervorragenden Platz unter den Lutherforschern sichert.

Berlin-Grunewald.

Erich Seeberg.

Paul Roth, Die Reformation in Basel. 1. Teil: Die Vorbereitungsjahre (1525—1528). 114. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem, 1956, 54 S., RM. 5.—.

Im Auftrag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel hat Paul Roth zusammen mit Emil Dürr 1955 den 2. Band der „Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation“ herausgegeben, der die Zeitspanne Juli 1525 bis Ende 1527 umfaßt, also jene erwartungsvollen Jahre, in denen sich die Alt- und Neugläubigen in Basel die Wage halten und die deshalb dem historischen Betrachter eine Fülle interessanten Materials bieten.

Angeregt durch diese wertvolle sichtende und sammelnde Arbeit legt nun Roth eine zusammenfassende Darstellung der Vorgänge jener Zeit vor, eine feine literarische Ausmünzung des Materials, die besonders reizvoll und farbig geraten ist durch das Einstreuen von allhand kleinen Einzelzügen, welche die große Linienführung beleben. Die Reformation hat sich in Basel, wie z. B. auch in Bern und in andern Städten, nur langsam durchsetzen können. Roth gibt verschiedene Gründe an, weshalb in der RheinStadt jahrelang ein labiler Zustand herrschte. Hemmend wirkte nicht so sehr der Umstand, daß Basel ein Bischofssitz war, als vielmehr die unklare Haltung des Rats, der lange, unter dem Einfluß der konservativen Universität, auf Beschwichtigung und Parität hintendierte und sich immer mehr dem altgläubigen Lager näherte, andererseits aber eine staatskirchliche Politik anbahnte, die Säkularisation begann und seit dem 11. März 1528 viele ins Bürgerrecht aufnahm, die wohl fast ausnahmslos dem neuen Glauben an-

hingen. Die Reformation hat sich schließlich gegen den Willen des Rats durch eine, wenn auch unblutige, Revolution der Bürgerschaft durchsetzen müssen. Dabei spielte ein handelspolitisches Moment keine geringe Rolle: der Gegensatz der Handwerker gegen die mit ihnen im Konkurrenzkampf stehenden Klöster. Bezeichnend für die schwankende Haltung des Rats und wohl auch bestimmter Kreise der Stadt ist die Tatsache, daß sowohl dem vom Badener Religionsgespräch heimkehrenden Oecolampad, wie dem neuen Bischof Philipp von Gundelsheim bei seinem Eintritt in Basel ein glänzender Empfang bereitet wurde.

Die Darstellung Roths hält sich vor allem an das von ihm publizierte Aktenmaterial und ruft deshalb an einzelnen Stellen nach Ergänzungen. So möchte man gerne etwas mehr über das literarische Leben, über den Humanismus und besonders über Erasmus vernehmen, dem Oecolampad zeitlebens tiefe Verehrung und Dankbarkeit bewahrt hat. Aber es lag nicht in der Absicht des Verfassers, eine vollständige Darstellung des geistigen Lebens Basels in den Vorbereitungs-jahren der Reformation, sondern vielmehr einen klaren Durchblick durch das Wirrnis der großen Zeitwende zu geben, die jeden zur Stellungnahme herausforderte. Hoffentlich kann der dritte Band der Aktensammlung, der die Jahre 1528 und 1529 umfassen soll, und der ebenfalls Paul Roth, dem Basler Staatsarchivar anvertraut ist, bald herausgegeben werden. Dann wird uns ein zweiter Teil die Fortsetzung der vorliegenden Darstellung bringen.

Frauenkappelen bei Bern.

Kurt Guggisberg.

Henri Naef, *Les Origines de la Réforme à Genève.*
Publié par la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève avec
le Concours de la Société auxiliaire des Sciences et des Arts.
Genève et Paris 1956. VIII, 504 S. Fr. 12.—.

Zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in Genf vor 400 Jahren gab die Genfer Historische und Archäologische Gesellschaft das vorliegende Werk heraus, dessen Verfasser sich schon durch mehrere Studien als Kenner der Geschichte Genfs ausgewiesen hat. So hat er 1954 eine tüchtige Arbeit über den bedeutendsten Staatsmann der Rhonestadt zu Beginn des 16. Jahrhunderts, über Bezanson Hugues, erscheinen lassen. Naefs Darstellung der Ursprünge der Genfer Reformation zeugt aber nicht nur von seiner großen Belesenheit und seinem umfangreichen historischen Wissen, sondern auch von seiner eleganten Darstellungsgabe und konfessionellen Unvoreingenommenheit.

Das Werk hat einen bleibenden Wert schon nur durch die Fülle des verarbeiteten Materials, das noch nie in solcher Breite für die Darstellung des vorreformatorischen Genf um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert herangezogen worden ist. Das bischöfliche Genf in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation und die ersten Anzeichen des Einflusses Luthers werden in anschaulichen und an einzelnen Zügen reichen Bildern vorgeführt. Man erfährt, wie die Devotion auch in Genf am Ausgang des Mittelalters gewaltig im Steigen begriffen ist, nicht zuletzt begünstigt durch die politische Unsicherheit der Stadt, wie andererseits aber der Klerus verweltlicht und seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen ist. Man vernimmt, daß schon lange vor Farel und Calvin, ja vor den ersten Anzeichen der Reformation der Kampf

gegen die Sittenlosigkeit aufgenommen worden ist, wenn er auch keine bleibenden Erfolge zeitigte. Die Umklammerung Genfs durch Savoyen zwang die Stadt, sich bei Freiburg und Bern nach Hilfe umzusehen. Naef skizziert deshalb auch die kirchliche Entwicklung dieser Städte. Freiburg hat die lutherische Bewegung unterdrückt, die auch in seinen Mauern Anhänger hatte, Bern dagegen hat die Reformation durchgeführt und später in Genf mit starkem Arm geschützt. Vor Farel hat sich die reformatorische Bewegung in Genf nur schüchtern hervorgewagt, ohne Bern wäre Genf nie protestantisch geworden. In Amé Lévrier hat die Stadt einen Märtyrer erhalten, der wegen seines Einstehens für die Freiheit Genfs, aber auch wegen seiner Lektüre lutherischer Schriften von den savoyischen Gewalthabern hingerichtet wurde. Interessant ist, daß er trotz seiner Hochachtung für Luther wünschte, nach seinem Tod möchte jede Woche für seine Seele eine Messe gelesen werden. Wenn in Genf auch fleißig Lutherschriften gelesen wurden, so gab es doch zur Zeit Lévrier's, um das Jahr 1520 herum, noch keine organisierte Partei der Neugläubigen.

Es ist wünschenswert, daß in einem zweiten Teil die Geschichte der Reformation Genfs wenigstens bis zum Auftreten Calvins weitergeführt werde.

Frauenkappelen bei Bern.

Kurt Guggisberg.

Registrum litterarum Fr. Thomae de Vio Caietani O.P. Magistri ordinis 1508—1513 ed. Albertus de Meyer O.P. (= Monumente ordinis fr. Praedicatorum historica Vol. XVII edd. Socii Instituti fr. Praedicatorum ad S. Sabinae in Urbe). Rom, Hist. Institut des Predigerordens bei S. Sabina, 1935. XVIII + 326 + 62 * S.

Mit ganz besonderer Freude begrüße ich diese Gabe des neuen Historischen Instituts der Dominikaner im traditionsgeheiligten Santa Sabina auf dem Aventin. Wir sind durch sie instand gesetzt, die Regierungstätigkeit des späteren Kardinals Cajetan im Dominikanerorden weit besser kennenzulernen, als es durch die bisherige Teilpublikation des Registers von Reichert (Quellen u. Forschg. z. Gesch. d. Dominikanerordens in Deutschland 10 [Leipzig 1914] 152/69) und mit Hilfe Mortiers und des Compendium hist. ord. Praed. von A. Walz bisher möglich war. Freilich, die entscheidende Periode der Reformtätigkeit Cajetans, die dem fünften Laterankonzil parallel läuft und mit der dort hervortretenden episkopalistischen Opposition gegen die exemten Orden eng verknüpft ist, wird in dem hier publizierten ersten Band des Ordensregisters nur berührt (1508—1513), der dafür hauptsächlich in Betracht kommende zweite (1514—1517) scheint unwiederbringlich verloren.

Das Register ist nicht chronologisch angelegt, sondern topographisch nach den 25 Provinzen des Ordens. Es liegt in der Natur der Sache, vielmehr in den Verkehrrsverhältnissen und in der nationalstaatlichen Entwicklung des ausgehenden Mittelalters begründet, daß der General in den ultramontanen Provinzen sich bei weitem nicht in dem Maße durchzusetzen vermag, wie in den italienischen: die Briefe an die letzteren umfassen fast die Hälfte des Bandes (140 Seiten). Hier entfaltet Cajetan eine rege Aktivität in Sachen der Reform: Wiederherstellung des Gemeinschaftslebens in den Konventualen-Klöstern, Hebung des

Bildungsstandes und der Novizenerziehung, Regelung der Seelsorge in den zahlreichen Frauenklöstern, die dem Orden aggregiert waren. Es war viel zu tun. Denn diese Dominikanerregesten bestätigen das schattenreiche Bild, das wir vom inneren Leben in anderen Bettelorden haben: daß sogar das Prinzip der persönlichen Besitzlosigkeit in den Konventualen-Häusern vielfach durchbrochen und umgangen (z. B. 89 n. 155; 121 n. 129; 167 n. 116), daß die *vita communis* vernachlässigt werde (99 n. 221: *quoniam non vivitur in communi per omnia*); eine dauernde Sorge waren die mit der *licentia standi extra* außerhalb der Konvente lebenden Brüder (z. B. 105 n. 52) und die mit päpstlichen Privilegien ausgestatteten. Was nützte aber die Verfügung vom 1. Januar 1510, daß von allen Beichtbriefen, die ohne Erlaubnis des Generals erwirkt waren, nur mit Genehmigung desselben Gebrauch gemacht werden dürfe (151 u. 176), wenn die Kontrolle des Ordens nicht schon vor der Gewährung solcher Privilegien einsetzte?

Cajetan wußte, daß eine durchgreifende Ordensreform nicht vom Schreibtisch dekretiert werden kann. Er unternahm 1509/11 Visitationsreisen nach Süd- und Mittelitalien. Vor allem auf dem heißen Boden der Arnostadt Florenz, auf dem sich ein Jahrzehnt zuvor die Savonarolatragedie abgespielt hatte, wirkte er für den Ausgleich der Gegensätze zwischen den „*tepidi*“ und „*spirituali*“ (121 n. 150), aber es wird keinen Leser der Reformverfügungen für Santa Maria Novella geben, der nicht über den Abstand erschüttert ist, der die Insassen dieses Konvents von den Jüngern Savonarolas in San Marco trennt.

Die Einleitung des verantwortlich zeichnenden Herausgebers Albert de Meyer beschränkt sich auf die Beschreibung der Handschrift und einige Bemerkungen über die Registerführung; gern hätte man etwas mehr über den einst vorhandenen „*liber diurnus*“ (S. XI), das tägliche Auslaufregister, über die Überlieferung etwaiger Minuten und Originale erfahren. Der Kommentar gibt Hinweise auf die vorkommenden Personen aus der gedruckten Literatur (unter ausdrücklichem Ausschluß handschriftlicher Quellen); fünf Personen- und zwei Ortsindizes machen aus dem Bande ein wertvolles Nachschlagewerk zur Personengeschichte, in dem auch vielgenannte Namen wie Sylvester Prierias und Nicolaus v. Schönberg figurieren. Der Text ist, soweit ich sehe, sorgfältig behandelt; kleine Versehen (wie S. 1/8 Z. 13 v. o. *prenoctet* statt *pernoctet*) wird auch ein sorgfältiger Editor nicht immer vermeiden können.

Cajetan ist einer der Männer, die uns in ihrer Person den Zusammenhang des spätmittelalterlichen Reformstrebens mit der katholischen Reformbewegung, die das Tridentinum hervorgebracht hat, zum Bewußtsein bringen. Für die Auffindung dieser Verbindungslinien ist sein Register ein willkommenes Hilfsmittel.

Breslau.

Hubert Jedin.

Giovanni Antonio Volpe, Nuntius in der Schweiz. Dokumente, Bd. I: Die erste Nuntiatur 1560—1564, hrsg. von Karl Fry. Universitätsbuchhandlung Fribourg 1955. XXXV, 418 S. RM 52.50.

Der Verfasser hat 1951 eine Darstellung von Volpes Wirksamkeit in der Schweiz veröffentlicht und dadurch zum erstenmal diese Persönlichkeit weiteren Kreisen bekannt gemacht. Seiner Arbeit (G. A.

Volpe, seine erste Nuntiatur in der Schweiz 1560—1564; vgl. die Anzeige von E. Stähelin in ZKG., 3. F. II, S. 594 f.) läßt er nun den ersten, vorzüglich ausgestatteten Aktenband folgen, dessen Druck durch die Unterstützung von Freunden und schweizerischen Bischöfen und Äbten ermöglicht wurde. Das Werk bildet den 9. Band der „Fontes Ambrosiani“, in denen schon viel wertvolles kirchengeschichtliches Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Die Akten geben Aufschluß über die Vorgeschichte der Nuntiatur 1557/60, die erste Nuntiatur 1560/64 und die Zwischenzeit vom Ende der 1. bis zum Anfang der 2. Nuntiatur, Juli 1564 bis Juni 1565. Nur die wichtigsten Aktenstücke sind im italienischen oder lateinischen Wortlaut wiedergegeben, der weitaus größere Teil der 777 Dokumente ist in Regestform zusammengefaßt. Wer über Volpes Nuntiatur arbeiten will, wird also auch in Zukunft auf die Originalquellen zurückgreifen müssen, liegt doch in jeder referierenden Zusammenfassung und schon in der Auswahl der Akten ein gewisses subjektives Moment, das man nie ganz wird ausschalten können. Fry hat gründliche Arbeit geleistet, eine kritische Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur in zahlreichen Anmerkungen und ein ausführliches Register vertiefen, bereichern und erleichtern die Beschäftigung mit den Dokumenten.

Durchblättert man den Aktenband nur oberflächlich, so ist man gelegentlich versucht zu fragen, ob dem gewaltigen Aufwand an Geld und Arbeit der Gehalt und historische Reichtum auch entspreche. Vertieft man sich aber in die Korrespondenz des Nuntius mit Borromeo, Pius IV., den Eidgenossen und vielen führenden Persönlichkeiten der aufkeimenden Gegenreformation, so ist man erstaunt über die Fülle bis jetzt wenig bekannten Materials. Die Akten geben Aufschluß über den drohenden Glaubenskrieg, der aus den Streitigkeiten der Konfessionen in Glarus jederzeit erwachsen konnte, dem der Papst aber eher ablehnend gegenüberstand, wenn er den katholischen Orten für einen Defensivkrieg auch seine Hilfe zusicherte; man vernimmt Manches über das Bündnis der Altgläubigen mit Savoyen und dem Papst; in einigen Aktenstücken wird die Rehabilitierung des Humanisten Heinrich Glarean angestrebt, der schließlich vom Index gestrichen wird; man wird bekannt mit der Absicht, in der Schweiz eine katholische Predigerschule zu errichten und die Jesuiten herbeizurufen; viele Dokumente beschäftigen sich mit der Beschickung des Konzils von Trient, an dem auch die „Lutheraner“ (wie die Reformierten noch immer genannt werden) teilnehmen sollten, aber aus Angst nicht teilnehmen wollten; man erfährt von den Trennungsgelüsten der schweizerischen Teile des Bistums Konstanz zur Bildung einer eigenen Diözese — kurz, die Aufgaben des Nuntius waren sehr mannigfach und wichtig. Deutlich kann man feststellen, welche Wichtigkeit den katholischen Orten als Vorposten gegen den Protestantismus des Nordens beigemessen wurde. Deshalb war es auch eine der vornehmlichsten Bestrebungen Volpes, den Anschluß der Schweiz an das Konzil zu erreichen, was ihm auch gelungen ist.

Das Aktenmaterial zur 2. und 3. Nuntiatur Volpes liegt bereit und könnte einen zweiten Dokumentenband füllen. Hoffentlich kann dieser bald erscheinen.

Frauenkappelen bei Bern.

Kurt Guggisberg.

Dr. Maria Hagedorn, *Reformation und spanische Andachtsliteratur. Luis de Granada in England.* (= Kölner anglistische Arbeiten, herausgegeben von Herbert Schöffler, 21. Band.) Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz, 1934. 165 S.

Es ist schon gelegentlich darauf hingewiesen worden, daß die religiöse Literatur des frühen Protestantismus aller Länder stark von gleichzeitigem katholischen Schrifttum abhängig ist. Aber es fehlte dabei doch das Bewußtsein, daß auf gewissen Gebieten wenigstens dies die Hauptquelle der protestantischen Produktion wurde. Die Verfasserin beweist diese paradoxe Tatsache für die frühe anglikanische Andachtsliteratur an dem Schicksal der Schriften des spanischen Mystikers Luis de Granada in England. Neben den katholischen Übersetzungen seiner Werke untersucht sie die teilweise sehr zahlreichen und weitverbreiteten anglikanischen Übersetzungen und Bearbeitungen, die zudem — und hier liegt der Unterschied zu ähnlichen Erscheinungen im protestantischen Deutschland — die Konfession des Verf. ungescheut bekennen. Einen weiteren Beweis des großen Einflusses dieses Spaniers findet die Verf. in den zahlreichen deutlichen Anklängen an ihn nicht nur bei katholischen englischen Schriftstellern, wie Parsons und Southwell, sondern auch bei Autoren, wie Donne und Sir Th. Browne, bei denen allerdings überhaupt die katholischen Neigungen bekannt sind. Das Buch wirft auch sonst auf manche Erscheinungen der Zeit ein Licht. Luis de Granada empfahl sich den Engländern durch den vorwiegend aszetisch-praktischen Charakter seiner Schriften, und in dieser Tendenz der englischen Religiosität, die sich schon damals klar abzeichnete, ist wohl überhaupt der Grund für jene erstaunliche Toleranz gegen katholische Literatur zu suchen. Auch daß nach 1600 das Selbstgefühl des Anglikanismus und damit das Mißtrauen gegen solche Einflüsse wächst, ist richtig gesehen (14) und bestätigt Beobachtungen anderer. Es wäre zu begrüßen, wenn diese Arbeit ähnliche Untersuchungen für andere Gebiete der religiösen Literatur anregte. Man würde wahrscheinlich auch für die Moralthologie des frühen Protestantismus eine ähnliche Abhängigkeit von der katholischen Kasuistik und in der philosophischen Unterbauung seiner Dogmatik eine vielleicht noch stärkere Herrschaft der spanischen Neuscholastik nachweisen können. Das religiöse Gebiet, wenigstens seine mehr peripheren Bereiche, macht keine Ausnahme in die kulturelle Vorherrschaft Spaniens und seiner Nebenländer im Zeitalter der Gegenreformation auch über das protestantische Europa.

Cambridge.

Ludwig Borinski.

Josef Schmidlin, *Die katholische Restauration im Elsaß am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.* 1934, Kommissionsverlag von Herder & Co., Freiburg i. Br. XVI und 350 S. RM. 5.—.

Der Verfasser legt hier eine vor mehr als 50 Jahren geschriebene, damals als Habilitationsschrift gedachte, aber zurückgezogene Jugendarbeit vor. Er versichert zwar (S. VIII), sie einer Neuredaktion unterzogen zu haben, doch scheint sich diese in der Hauptsache auf Nachtragung der „inzwischen nicht sehr zahlreichen Spezialliteratur“ (ebenda) zu beschränken; denn ohne jene Versicherung und ohne Kenntnis des Verfassers und seiner zahlreichen bedeutenden Leistungen würde man das Buch etwa für die Erstlingsschrift eines jungen Stürmers halten, die noch nicht dem Stift und der Schere akademischer Zensoren unterworfen worden ist.

Der Inhalt kann kurz zusammengefaßt werden: Die Einleitung (1—63) handelt über die kirchenpolitische Restauration als Ausgang des Straßburger Bischofskrieges. Diese Restauration erlebt der elsässische Katholizismus in Straßburg (63—105), Hagenau und Colmar (105—155). Es werden (155—190) die konfessionellen Verhältnisse in den übrigen Reichsstädten geschildert, ferner (190—222) die Verteilung und Behandlung beider Bekenntnisse in den herrschaftlichen Gebieten: Wiedergewinnung (222—276) protestantischer Gemeinden („größtenteils freudig in die Mutterkirche zurück“). Ein Schlußkapitel (276—330) behandelt ziemlich breit das unerfreuliche Kapitel konfessioneller Polemik.

Der Ton der damaligen Zeit scheint in etwa auf den Verfasser abgefärbt zu haben; so lesen wir (35/36) von „hartlebigen Parasyten“ (so!) und „Petrefakten“; von der „Wut ... der Pastorensippe gegen die wehrlosen Gotteshäuser“ (86); von dem „Pfalzgrafen, einem der größten Zeloten der evang. Union“; von „blasphemischen Hetzbomben“ (298) und „infernalstem Haß ... gegen die Katholiken (ebenda); von „tob-süchtigen Pastören“ (300); einem Philosophieprofessor, der „faselt“ (302); von der „Raserei des Jubelfestes“; von „Flegeleien“ (307), und erfahren (258), das Luthertum sei „Generationen hindurch systematisch eingetrichtert“ worden. — Weit glimpflicher wird die Gegenseite behandelt. So ist der sicher nicht viel anders geartete Bischof Leopold nur der „kraftvolle Erzherzog“ (266) und der Chorherr Fautsch ein „feuriger, etwas zu stürmischer Charakter“.

Daß aber die katholische Gegenseite nicht gerade zimperlich war, wird uns z. B. (308) in folgender Weise verraten: „Der Jesuit antwortete mit einem wuchtigen Gesamtangriff auf ... Luther und Luthertum ... dessen eigene Aussagen, benutzend, ganz nach der Methode Denifles, für jene Zeit ein nicht unerhebliches Zeichen des Strebens nach Objektivität“ ... Wir müssen es nicht „auf sein eigenes Konto setzen, wenn er auch ... den ... Fabeln (so!) über Luthers Geburt vom Teufel und von einer Hexe, über seinen Bund mit Satan, über seinen schrecklichen Tod unbedenklich akzeptierte ...“, um so weniger, als dieselben zum Teil bis in die jüngste Zeit auch in der wissenschaftlichen Welt noch Anhänger gefunden haben.“ Wir möchten es doch ablehnen, diese „Anhänger“ zur wissenschaftlichen Welt zu rechnen.

Man wundert sich S. 37 zu lesen, der 1598 zum Bischof von Straßburg gewählte Leopold von Österreich habe mit den Vorzügen seiner Abstammung „hervorragende Eigenschaften, einen tief religiösen Untergrund, große Frömmigkeit und Tüchtigkeit“ verbunden. Dabei war der Gewählte, wie ebenfalls S. 37 zu lesen ist, erst 13 Jahre alt! Nicht weniger erstaunt man, wenn mit einem Zitate fortgefahren wird, die Wahl (des Dreizehnjährigen!) sei in der „Notwehr“ (so!) erfolgt, um die „von allen Seiten ... angegriffene Kirche zu schützen und zu verteidigen“, und wenn aus demselben Grunde die Wähler und der römische Stuhl entschuldigt werden „über Häufung der Kirchenämter, Unterbrechung der Residenz, Defekte des Alters und der Weihe, ja selbst über persönliche religiöse Charaktermängel“ hinweggesehen zu haben (38). S. 91 wird von dem Straßburger Magdalenenkloster erzählt, es sei in seiner Armut gezwungen gewesen, selbst seinen Meßwein leihweise zu beschaffen. Gleich darauf (S. 92) lesen wir, ein Jahr nachher habe „die Stadtbehörde ... unter großem Pöbelaufwurf“ das Kloster gestürmt und die Vorratskammern aufgesprengt, wobei nicht weniger als 200 Sack Getreide als Beute mitgenommen werden konnten. Das läßt nicht gerade auf Armut schließen.

Solche Beobachtungen machen gegen des Verfassers Gesamtergebnis mißtrauisch, das darin besteht, der Protestantismus (oder, wie er sagt, die „s. g. Reformation“) sei überall mit den Mitteln brutaler Gewalt vorgedrungen, während die Rückgewinnung der verlorenen Gebiete durch die Katholiken nur auf friedlichem Wege erfolgt sei.

Bei der Neuredaktion ist es Schm. entgangen, daß der S. 8 auftretende Friese uns erst S. 9 vorgestellt wird; zahlreiche Druckversehen sind zu beklagen. S. 14 Z. 9 ist der Satz „und die Protestanten sich mit Frankreich würden“ unverständlich (zu ergänzen ist wohl „verbunden würden“). S. 85 Anm. wird die Arbeit von Clausing, Streit um die Kartause von Straßburg, angeführt als „Der Streit um die Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte“ (usw.). Sonderbar ist der Satz S. 48: „Er wurde von neuem vom Staatswohl zum Kaiser gerufen.“

Von eigentlichen Druckfehlern notiere ich (ohne vollständig sein zu wollen): S. 19, 8 l. Truppen statt Tuppen; 66, 9 l. Gefühle beseelten st. beseelte; 73, 8 l. Magistrats st. Magristats; 70, 15 l. Delinquenten st. Deliquenten; 105, 5 v. u. l. gebliebenen st. geblienen; 112, 6 v. u. l. sicherten st. sicherte; 115, 2 l. Hagenau st. Lagenau; 221, Anm. 1 l. Fürstbistum st. Bürstbistum (!); 281, 7 l. ließ st. lies; 304, 1 l. etiamnum st. etiamum; 314, 9 v. u. l. wohl Bastardkinder st. Batastkinder (!).

Als elsässische Eigentümlichkeit ist vielleicht anzusprechen S. 111 „sie umrangen (st. umringten) den ... Stättmeister“; ebenso S. 134 „umrungen (st. umringt) von ... Beichtkindern“. Dazu sind wohl auch S. 224 Z. 15 „die katholischen Lebegeister“ (st. Lebensgeister) zu rechnen.

Kühne Bilder ziemen der Jugend. Doch halte ich es für gewagt, wenn man schreibt (S. 13): „so krachte die im Herzen der elsässischen Kirche aufgerichtete Feindesburg bereits in allen Fugen“, oder (292) „von langer Hand ... wurde der Zunder in die Gemüter gelegt“. In das Gebiet des unfreiwilligen Humors gehört aber der Satz (329): „Aus demselben Teig geknetet ist ... die Broschüre, in welcher Matthias Bernegger ... die Lanze (so!) seines Spottes ausgießt!“ Ist man hier geneigt, zugunsten des Verf. einen bei seiner lässigen Druckdurchsicht stehengebliebenen Fehler (Lanze st. Lange) anzunehmen, so wird man doch wieder zweifelhaft bei folgender Leistung, die auf der Schlußseite des Bandes (350) zu finden ist: „Alles war reif zum Kriege: als Bernegger zwei Jahre später in seine mit falscher Etikette versehenen «Friedenstrompete» stieß, die noch Ölins Feuer goß, war die Kriegsfackel, welche bereits wie auf ausgedörrter Heide raste, nicht mehr aufzuhalten.“ Die Unterstreichung rührt von mir her.

Eine Fortführung des Werkes, behandelnd die inneren Reformen, ist in Vorbereitung (vgl. Rückseite des Titelblattes).

Krefeld.

G. Buschbell.

1937 K 819